

Altersüberraschungen für den Boulevard?

Martin Walsers bemerkenswerter schriftstellerischer Sensus für Religion

Christoph Gellner

» ... ich habe zum Glück gerade noch bei dem großen Karl Barth gelesen er habe nie ÜBER Paulus geschrieben, sondern immer MIT ihm.«¹

»Mit Instinkt für den Zeitgeist« arbeite sich Martin Walser in *Mein Jenseits* »am Glauben ab«², konnte man in den Feuilletons lesen, als im Februar 2010 »Walsers skurrilstes, komischstes und philosophischstes Buch seit langem«³ erschien. Walser ließ wissen, die vorab veröffentlichte Novelle habe sich aus dem entstehenden Roman »Muttersohn« verselbständigt – marktstrategisch überaus geschickt wurden so hohe Erwartungen an das im August 2011 erschienene 505-Seiten starke Buch geweckt. Laut Thomas Steinfeld handle es sich bei *Mein Jenseits* um »ein Glaubensbekenntnis in erzählter Form«, man dürfe sich diesen Glauben allerdings »nicht allzu religiös vorstellen«⁴. Iris Radisch begeisterte sich in der ZEIT: das gerade mal 100-seitige »großartige Büchlein« nehme »das altvertraute mittelständische Leidenszenario – Mann, deutsches Bürgertum, verpasstes Leben – wieder auf, fügt aber eine überraschende Lösungskomponente hinzu: die Glaubensbereitschaft. Das ist neu. Die Sehnsucht nach Glauben, von der August Feinlein durchdrungen ist, zählten bisher nicht zu den lebenssteigernden Maßnahmen, die Walsers Helden gegen ihre Verhocktheit zur Anwendung brachten«, so die ZEIT-Redakteurin. »Zum ersten Mal, im Alter von 82 Jahren, erweitert Walser den Maßnahmenkatalog zur Lebenssteigerung seiner Helden in die Vertikale.«⁵ Ja, im Konflikt zwischen Wissensgesellschaft

¹ M. Walser, Die Inszenierung. Roman, Reinbek 2013, 84.

² J. Dirksen, Martin Walsers neue Novelle »Mein Jenseits« enttäuscht, in: Der Westen, 9.2.2010.

³ G. Bartels, Allein die Schönheit zählt. Glaube, Liebe, Worte: Martin Walser schreibt in seiner Novelle »Mein Jenseits« vor allem für sich selbst, in: Der Tagesspiegel, 10.2.2010.

⁴ Th. Steinfeld, Ach, du armer Augustin. Barfuss nach Rom: Martin Walsers Novelle »Mein Jenseits«, in: Süddeutsche Zeitung, 13.2.2010.

⁵ I. Radisch, Sich kaputtphantasieren. Martin Walser entdeckt in seiner großartigen Novelle »Mein Jenseits« die Glaubensbereitschaft, in: DIE ZEIT, 11.2.2010.

und Glaubensgewissheit entscheide sich der Autor vom Bodensee für den Glauben, bündelt sie ihre Lesart seiner »privatreligiösen Novelle«. Kaum anders ließ sich Martin Ebel im Zürcher »Tages-Anzeiger« vernehmen: In der neuen Novelle des namhaften wie streitbaren Gegenwartsautors gehe es »um Glaubensfragen – aber auf recht skurrile Art«, genau besehen, sei *Mein Jenseits* »eine Suada, eine Plauderei über die ersten und die letzten Dinge«⁶ – vom »Jenseits« im Sinne eines Liebäugelns mit dem, was nach dem Ende kommen könnte, ist indes nirgendwo ausführlich die Rede. In Anspielung auf Walsers Goethe-Roman *Ein liebender Mann* (2008) betitelte Eckhard Fuhr seine Besprechung der Novelle *Ein glaubender Mann*⁷ und bezeichnete *Muttersohn* schon vor dessen Erscheinen (!) als einen »großen Glaubensroman«. »Martin Walser ist nicht fromm geworden«, gab dagegen Edo Reents Entwarnung, »er ist jedenfalls nicht frömmer als früher«, wenngleich dem Literaturredakteur der FAZ »der Zusammenhang zwischen Lebensalter und der Hinwendung zu jenseitigen Fragen etwas aufdringlich«⁸ erschien.

Die Reaktionen in Feuilleton und Theologie auf Martin Walsers drei weitere Buchveröffentlichungen, die er selber *Trilogie der Sehnsucht*⁹ nennt, sind denn auch ein Paradebeispiel, wie Religiöses in deutschsprachigen Medien heute zum Thema wird: Der im katholischen Milieu seiner oberschwäbisch-barocken Herkunftswelt spielende Glaubensroman *Muttersohn* (2011, die vorab erschienene Novellenauskoppelung *Mein Jenseits* bildet nahezu unverändert das dritte Romankapitel), dann der protestantisch zugespitzte Großessay *Über Rechtfertigung, eine Versuchung*, 2012 bereits in vier Auflagen erschienen, in dessen Zentrum die beiden Pfarrersöhne Friedrich Nietzsche und Karl Barth stehen und weitere Autoren zitiert werden, die wie Luther, Calvin und Kierkegaard der reformatorischen Tradition entstammen, schließlich der ebenfalls 2012 herausgekommene Roman *Das dreizehnte Kapitel*, ein verrückter Liebesdialog zwischen

⁶ M. Ebel, Martin Walser ganz entspannt in seinem Jenseits. In seiner neuen Novelle geht es um Glaubensfragen – aber auf recht skurrile Art, in: Tages-Anzeiger, 15. 2.2010.

⁷ E. Fuhr, Ein glaubender Mann: Martin Walsers neue Novelle. in: Welt am Sonntag, 14.2.2010.

⁸ E. Reents, Wer Kunst hat, hat auch Religion. Ist Martin Walser jetzt fromm geworden? Fast hat es in seiner Geschichte über einen unglücklich liebenden Chefarzt den Anschein. Aber die Novelle »Mein Jenseits« ist erst der Anfang, in: FAZ, 13.2.2010.

⁹ V. Hage/S. Beyer, Das allerhöchste Brimborium. SPIEGEL-Gespräch mit Martin Walser, in: DER SPIEGEL, 22.12.2012 (das Schwerpunktthema der Weihnachtsnummer lautet »Warum glaubt der Mensch?«), 132–136, hier 136.

einem katholischen Schriftsteller und einer protestantischen Theologieprofessorin.

Dabei treffen Walsers von zahlreichen persönlichen Interviewstatements begleitete literarische Auslassungen zu Glaube, Gott und Religion auf eine deutlich veränderte Bewusstseinslage, lässt sich doch in den letzten zehn, fünfzehn Jahren ein *gesellschaftlich-kultureller Klimawandel*, ein *bemerkenswerter Vorzeichenwechsel* beobachten, seit Jürgen Habermas' Wort einer »postsäkularen«¹⁰ Konstellation von Religion und Gesellschaft die Runde macht. Hans-Joachim Höhn spricht von einer paradoxen Gleichzeitigkeit von Verschwinden *und* Fortbestand des Religiösen und kennzeichnet die Signatur der Zeit als postreligiös und zugleich postsäkular.¹¹ Hinzu kommt, wie Helmut Böttiger in seiner jüngst erschienenen Geschichte der Gruppe 47 herausstreicht, dass einige Protagonisten dieser legendären Autorenvereinigung »im Grunde bis heute den literarischen Diskurs bestimmen. Wenn Günter Grass, Marcel Reich-Ranicki oder Martin Walser auftreten oder anderweitig ihre Ansichten kundtun« – zu Recht führt Böttiger auch Hans Magnus Enzensberger an –, »findet das immer noch den stärksten Widerhall in den Medien. Sie sind Debattenkönige, Auslöser für Streitgespräche und Artikelserien. Sie mögen polarisieren, aber ihnen gehört immer noch die Aufmerksamkeit. Noch als 80- bis 90-Jährige schaffen sie es eher, im Mittelpunkt zu stehen, als die meisten Protagonisten der Autorengenerationen danach.«¹² In der Tat besteht die Walser-Welt »beileibe nicht nur aus Literatur«, vielmehr schließt sie »die turbulente Szenerie des Öffentlichkeitsphänomens Walser ein«¹³ mit all seinen medialen Reflexen! Während sich Böttiger, typisch für die sattsam bekannte Religionsscheu im Raum der Literaturkritik, den maliziösen Hinweis nicht verkneifen kann, Walser liefere »mit seinen Altersüberraschungen immer noch Boulevardeffekte«¹⁴, nutzt der Wiener Systematiker Ulrich H.J. Körtner Walsers »Rechtfertigungs-Essay« zu einer Polemik »gegen jene Mainstreamtheologen und theologischen Dünnbrettbohrer«, bei denen Schleiermacher und

¹⁰ J. Habermas, Glauben und Wissen. Friedenspreisrede des Deutschen Buchhandels 2001, Frankfurt 2001.

¹¹ H.-J. Höhn, Postsäkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel, Paderborn u.a. 2007.

¹² H. Böttiger, Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb, München 2012, 9.

¹³ U. März, Überforderung durch Triebstau. Martin Walsers neuer Roman »Der Augenblick der Liebe« ist eine Wiedersehensparty mit bekannten Namen, Figuren und Motiven, in: Frankfurter Rundschau, 23.7. 2004.

¹⁴ Böttiger, Die Gruppe 47, 338.

Ernst Troeltsch »wieder zur Ehre neokulturprotestantischer Altäre gelangen, während Barth und das Erbe der Dialektischen Theologie stark ins Hintertreffen geraten sind«¹⁵. Walsers *Muttersohn* weist Körtner indes schroff zurück, jedoch ohne nähere Begründung hinsichtlich der ästhetischen Ge- bzw. Misslungenheit, die von theologischer Seite kaum je thematisiert wird, wie Georg Langenhorst kritisch vermerkt.¹⁶

Gott am Rand

Glaube, Gott und Religion haben Walser seit seinen literarischen Anfängen umgetrieben. Wer sich auskennt in seinem mehr als fünf Jahrzehnte umfassenden vielbändigen Erzählwerk, weiß, dass der Schriftsteller vom Bodensee selber religiös durchaus interessierter war, als er es seine Figuren in der Regel sein ließ. Dass die sinnstiftenden Deutungsmuster christlicher Überlieferung kaum mehr Lebensorientierung bieten, zeigt bereits der erste Roman der Anselm-Kristlein-Trilogie *Halbzeit* (1960). »Wenn es Gott gäbe«, wird Anselm mitten im Nachkriegs-Existentialismus von einem befreundeten Intellektuellen in ein Religionsgespräch gezogen, »wie könnte es dann noch etwas Wichtigeres geben als Gott? Und doch probiert jeder, ein bisschen zu handeln. Wir rechnen es uns hoch an, dass uns unsere Glaubenslosigkeit dann und wann ein bisschen juckt [...] Aber für die Irrsinns-Frequenz des Glaubens haben wir alle kein Gehör«, kritisiert Edmund ein bürgerlich entschärftes »Vollkasko-Christentum«. »Jeder nach seiner Façon, das ist auch so ein Unsinn, als wäre der Glaube eine Geschmackssache wie Krawatten und Regenmäntel [...] es hat seit Christus keinen Christen mehr gegeben. Ich habe mich abgestrampelt, ein Gläubiger zu werden,

¹⁵ U.H.J. Körtner: »Gott fehlt. Mir.« Theologisch aufregend: Martin Walser über Rechtfertigung, in: *Zeitzeichen* 2012/4. Praktisch kein Thema in der aktuellen Debatte spielt Walsers *Monotheismuskritik*, die er im Roman »Der Augenblick der Liebe« (2004) mit Julien Offray de la Mettrie zur »Einschränkung des Göttlichen auf den kirchlich verschriebenen Mastergott« (114) zuspitzt, vgl. Ch. Gellner: »Soll-Wörter wie Gott drücken einen Mangel aus«. Religion und Schriftstellerei bei Martin Walser, in: Martin Walser. Lebens- und Romanwelten, hg. v. J. Badewien/H. Schmidt-Bergmann, Karlsruhe 2008, 123–149, bes. 144–148.

¹⁶ In seiner Rezension von M. Felder (Hg.), *Mein Jenseits. Gespräche über Martin Walsers »Mein Jenseits«*, Berlin 2012 auf www.theologie-und-literatur.de/rezensionen.

aber jetzt ist Schluss, Schluss, Schluss. Gott gibt es nicht, das ist jetzt klar, und ich bin nicht der Mann, mir einen zu basteln.«¹⁷

Walsers Romane bilden ein hellsichtiges Bewusstseinskompendium bundesdeutscher Befindlichkeiten, indem sie zeigen, wie Gott über die Jahre und Jahrzehnte immer mehr an den Rand rückt. *Angstblüte* (2006) erzählt vom Münchner Anlageberater Karl von Kahn, »siebzig plus«, der seine Angst vor dem Tod durch erotische Abenteuer und Geldvermehrten überspielt, womit Walser kulturkritisch *die Vergötzung materiellen Gewinnstrebens* vor Augen führt, habe doch »das Wirtschaftliche heute eine Bedeutung wie im Mittelalter die Religion«!¹⁸ »Bergauf beschleunigen«¹⁹, lautet Kahns Lebens- und Geschäftsdevise, mit der er seine hochbetagten Kunden in der Münchner Schickeria dazu bringt, langfristige Anlagen zu tätigen, als erlebten sie die Profitmaximierung als Lebenselixier. Während Aristoteles, Thomas von Aquin und Karl Marx »die Antikapitalistenarie vom bösen Zins« sangen, weil er gleichsam inzestuös, ohne Arbeit oder Tausch, Geld aus Geld schöpfe, beruft sich Karl von Kahn auf Matthäus 25,26: »Wer hat, dem wird gegeben und wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat«²⁰. Ja, Walsers Finanzjongleur stimmt geradezu ein *Hohelied auf die Religion des Geldes* an: »Das Absahnen, Gewinnmitnehmen samt Geldausgeben ist die triviale Dimension [...] Wer aber Geld spart und verzinst, erlebt den ersten Schauer der Vermehrung. Ich sage: der Vergeistigung«, orgelt der Warren Buffet verehrende Vermögensverwalter. »Wenn wir [...] den Zinseszins-Zins erleben, erleben wir Religion. Der [...] Vergeistigungsgrad des Zinseszins-Zins-Effekts macht die Zahl zum Religionstext [...] Spürbar wird Gott.«²¹

Wie die Sphären von Ökonomie und Kultur entpuppt sich auch Kahns Privatleben als substanz- und haltlose Scheinblüte. Obwohl er mit einer Eheberaterin verheiratet ist, lässt er sich in die Liebesaffäre mit einem 40 Jahre jüngeren Filmsternchen verwickeln, sie wäre gern Lyrikerin oder wenigstens Psalmistin (»Gäbe es dich, könnt ich nicht beten zu dir, Gott,/ein Götze wärst du, der Himmel ein Kaufhaus/bewacht von keuschen Kameras.«²²) und entlockt ihm zwei Millionen für ein Filmprojekt, das sich als dubioses Produkt eines völlig entleerten Kulturbetriebs herausstellt. Nach Kahns Zusam-

¹⁷ M. Walser, *Halbzeit*. Roman, Frankfurt a.M. 1973, 170–172.

¹⁸ M. Walser, *Angstblüte*. Roman, Reinbek 2006, 429.

¹⁹ Ebd., 473.

²⁰ Ebd., 409.

²¹ Ebd., 243f.

²² Ebd., 449.

menbruch brechen seine Geliebte und seine Ehefrau die Beziehung zu ihm ab: »In den Kundengesprächen gab er sich erfahrungsreich, hell und zukunftsfröh [...] Sobald er allein war, wusste er sich oft nicht mehr zu helfen. Mutlosigkeit breitete sich aus in ihm [...] Wenn die Kunden ihn so erlebten, so mutlos, sie mussten ihn für einen Betrüger halten. Jeder Mensch muss jedem anderen Menschen gegenüber die Welt preisen. Sonst hört sich alles auf. Ver zweifeln darf jeder für sich. Kein Mensch darf merken, wie mutlos du bist. Nicht einmal du selbst.«²³

Im *Lebenslauf der Liebe* (2001) präsentiert der Autor als Reflex auf die veränderte bundesdeutsche Religionslandschaft immerhin einen gläubigen Muslim. Im Zentrum steht das »Unglücks glück«²⁴ Susi Gerns, die mit ihrem notorisch untreuen Ehemann der High Society Düsseldorfs zugehört. Als der Wirtschaftsanwalt unheilbar krank wird, fleht sie »wieder einmal zu dem Gott, an den sie nicht glaubte, Edmund nicht sterben zu lassen, bevor sie weiß, dass er weiß, dass sie ihm alles verzeiht«²⁵. Nach seinem wirtschaftlichen Ruin und baldigen Tod erlebt sie den Absturz in die Armut. Als Sozialhilfeempfängerin beginnt sie in der kleinen Zweizimmerwohnung, in der sie sich früher mit ihren Annoncenlovern (vorwiegend arabischer Herkunft) getroffen hatte, ein neues Leben. Schließlich heiratet die 68jährige Witwe noch einmal: einen 38 Jahre jüngeren Marokkaner. Wenn Khalil nicht da ist, empfindet sie eine schmerzliche Leere, wie sehr sie »davon abhängig geworden« ist, dass ein anderer sie »wahrnimmt, bemerkt, anerkennt«²⁶.

Wie der glaubenstreue Muslim regelmäßig betet, die vorgeschriebenen Waschungen vollzieht, keinen Alkohol trinkt und den Ramadan-Vorschriften entsprechend fastet, wirkt auf sie geradezu unheimlich. Andererseits erlebt sie seinen Religionsernst auch als Schutz. Aufgewachsen in »einer Religionsluft, die hundertmal so dicht ist wie jede Religionsluft hier«²⁷, glaubt sie es seiner Frömmigkeit zu verdanken, dass Khalil keiner anderen Frau verfällt, weil Gott das verbietet. Zugleich empfindet sie ihn als Konkurrenten, der sich in der Ramadan-Zeit regelrecht zwischen sie stellt: »Genau genommen hasste sie seinen Gott. Dieses Irrlicht. Diese leere Stelle im All. Dieses Nichts. Und dem musste sie dankbar sein«, rät Susi

²³ Ebd., 28.

²⁴ M. Walser, *Der Lebenslauf der Liebe*, Frankfurt a.M. 2001, 451.

²⁵ Ebd., 330.

²⁶ Ebd., 474.

²⁷ Ebd., 507.

für sich. »Einem Nichts verdankte sie Alles. Inscha–Allah.«²⁸ Dabei hatte sie Khalil von Anfang an gesagt, dass sie seinetwegen bestimmt nicht zum Islam konvertieren würde: »Wenn es Gott gibt, dann liebt er mich, egal, ob ich an ihn glaube oder nicht«, ist sie überzeugt. »Er weiß, was ich tu und denke, und hat Freude an mir. Ich bin nun einmal ich. Bin eingesperrt in mich. Ich bin ein glücklicher Insasse des Gefängnisses, das ich bin. Und wenn ich mir das nicht mehr einreden kann, dann springe ich.«²⁹

Was fehlt eigentlich, wenn Gott fehlt?

Schon in seiner Büchner-Preis-Rede *Woran Gott stirbt* wagte sich Walser 1981 gegen die bis weit in die 1990er Jahre selbstverständliche Religions- und Gottesvergleichsgültigung mit einer überraschenden Rückfrage über die *Folgen der An- oder Abwesenheit Gottes* hervor: »Ob ein Kind, das in einer schon komplett atheistischen Familie aufwächst, noch erschrickt, wenn es fünfzehn oder neunzehn wird und selbst erlebt, dass Gott fehlt? Oder vermisst so jemand überhaupt nichts?«, aktualisiert er das in Büchners *Lenz*-Erzählung geschilderte religiöse Leere-Entsetzen des Sturm-und-Drang-Dichters. »Auch wir, die wir seit Jahrzehnten zuschauen, wie Gott in den Laboratorien der Theologie zerbröselt wird, wir, die den Glaubenskampf jeweils an die Modedisziplin, momentan also an die Linguistik, delegieren, auch wir können noch in den Schrecken dieses jungen Büchner fallen, wenn wir wieder einmal zahnwehhaft scharf spüren, dass Gott fehlt. Und diese typische Büchnerstimmung, dieses [...] meerrettichscharfe Leereerlebnis kommt von nichts als von der jeweils jäh einschießenden Erfahrung, dass Gott fehlt.«³⁰

Dass dieses sensibel-beunruhigte Gottvermissen nicht allein Büchners *Lenz* geschuldet ist, zeigt Walsers im selben Jahr veröffentlichte Hommage auf die oberschwäbische Dichterin Maria Menz (1903–96), die Walser als seine »geistliche Meisterin«³¹ bezeichnete; 1982 erhielt sie zusammen mit Dorothee Sölle den Droste-Preis

²⁸ Ebd., 478.

²⁹ Ebd., 422.

³⁰ M. Walser, *Woran Gott stirbt*. Über Georg Büchner, in: Ders., *Leseerfahrungen, Liebeserklärungen. Aufsätze zur Literatur*, Frankfurt a.M. 1997, 429f.

³¹ K.-J. Kuschel, *Das wäre meine Religion: Nicht allein zu sein*. Über den Katholizismus, ein Gottesprojekt und das Nationale in der Religion: Gespräch mit Martin Walser, in: Ders., *Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen*. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur, München/Zürich 1985, 149. Vgl. E. Wild, *Wegspuren. Maria Menz – Dichterin aus Oberschwaben*, Biberach 2000.

der Stadt Meersburg. Jenseits der »bildzeitungshaft fortlebenden Nietzsche-Parole«, dass Gott tot sei, gebe es »von Kierkegaard bis zu Ernst Bloch oder Maria Menz eine andere, ernsthaftere, eine realistische Tradition der Kontaktsuche in die Richtung, in der Gott sich eigentlich, wenn wir unserem Bedürfnis trauen dürfen, stellen sollte«, die Walser sichtlich fasziniert: »Gott ist nicht tot. Er fehlt. Er hat immer gefehlt [...] Ihn schlicht anzusprechen, als sei er da, vertreibt ihn für alle, die ihn brauchen. Wenn nicht einzelne sein Fehlen zur Sprache bringen, verschwindet vielleicht seine Dimension aus unserer Welt.«³²

»Wer sagt, es gebe Gott nicht, und nicht dazusagen kann, dass Gott fehlt und wie er fehlt, der hat keine Ahnung. Einer Ahnung allerdings bedarf es«³³, weist Martin Walser in seinem ursprünglich am 9. November 2011 an der Harvard-Kennedy-School of Government gehaltenen Vortrag *Über Rechtfertigung* säkularistische Borniertheiten und antireligiöse Abwehrmuster eines banalen Gewohnheitsatheismus zurück. Gewiss, er könnte nicht beweisen, dass es Gott gibt. »Aber dass es nicht genügt zu sagen, Gott gebe es nicht, ahne ich.«³⁴ Ja, Walser wird in seiner Streitschrift – neben prägenden Leseerfahrungen mit Franz Kafka und Robert Walser ruft er philosophisch-theologische Stimmen auf wie Karl Barth, Augustinus, Kierkegaard und Nietzsche – direkt konfessorisch: »Wenn ich von einem Atheisten, und sei es von einem »bekennenden«, höre, dass es Gott nicht gebe, fällt mir ein: Aber er fehlt. Mir. Wenn ich gefragt werde, wie das bei mir sei mit dem Schreiben, sage ich meistens: Mir fällt ein, was mir fehlt. Oder ich sage: Meine Muse ist der Mangel.«³⁵

Höchst aufschlussreich Walsers Begründung, mit der er sich gegen die verharmlosende Selbstgenügsamkeit des zeitgenössischen Trivialatheismus wendet: »In der Welt der Atheisten hat doch die Leere keinen Platz. Leere gibt es nur dort, wo Gott fehlt. Und wo er dann durch keinen -ismus ersetzt wird. Eine Welt ohne Leere ist eine zu arme Welt.«³⁶ Selbstzufriedenheit gibt es für Walser aber auch auf Seiten der Kirchen, die sich in bürgerlich-religiöser Vergemütlichung eingerichtet haben. »Es gibt keine Sekunde Glauben

³² M. Walser, *Höchste Schule. Über Maria Menz*, in: Ders., *Heilige Brocken. Aufsätze, Prosa, Gedichte, Weingarten* 1986, 50ff.

³³ M. Walser, *Über Rechtfertigung, eine Versuchung*, Reinbek 2012, 33. Zur Diskussion: Was fehlt, wenn Gott fehlt? Martin Walser über Rechtfertigung – theologische Erwiderungen, hg. v. J.-H. Tück, Freiburg 2013.

³⁴ Walser, *Über Rechtfertigung*, 33.

³⁵ Ebd., 81.

³⁶ Ebd., 98.

ohne Unglauben.«³⁷ Glaube und Unglaube seien keine Gegensätze, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, die nicht aufhören dürfe. Mit Nietzsche und Karl Barth (Walsers Sympathie gilt ausschließlich dem frühen Barth des *Römerbriefs*, den reifen Barth der *Kirchlichen Dogmatik* spart Walser bewusst aus) unterzieht er den »ermäßigten, den anschaulichen Gott«³⁸ scharfer Kritik, indem er einschärft, »welcher Fromme träte Gott *nicht* zu nahe? Es bleibt dann nur »der Ort, der überhaupt kein Ort ist, sondern nur das Moment der Bewegung des Menschen durch Gott.«³⁹ Daher notiert sich Walser einen Satz von Nietzsche: »Der gläubige Mensch ist der Gegensatz des religiösen Menschen« und verbindet ihn mit einer ebenso pointierten Aussage von Karl Barth: »Glaube ist für alle der gleiche Sprung ins Leere. Er ist allen möglich, weil er allen gleich unmöglich ist.«⁴⁰

Sollwörter wie Gott drücken einen Mangel aus

Wir berühren hier das Zentrum von Walsers Literatur- und Wirklichkeitsverständnisses, das sich »auf eine Kernempfindung«⁴¹ zurückführen lässt: »Mir fällt ein, was mir fehlt: das ist die Grundlage der Schriftstellerei. Das ist auch die Grundlage der Religion, das ist die Grundlage unserer Sprache: weil wir etwas *nicht* haben, haben wir die Sprache. Wenn wir Gott hätten, hätten wir kein Wort dafür. Nur für den Mangel braucht man die Wörter.«⁴² Von daher kann Walser *Literatur als »bastardisierte Religion«* bezeichnen wie umgekehrt die Religion als »ein System aus Fiktionen, die aus nichts anderem gemacht sind als aus kollektiven Antworten auf negative Erfahrungen [...] Nach heutiger Einteilung gehört Gott ins Gebiet der Belletristik und nicht ins Sachbuch. Und zweifellos sind alle Fiktionalisten religiöser strukturiert als die, die scheinbar oder wirklich unmittelbar reagieren mit Büchern über Astronomie oder Kernphysik oder Hegel [...] Gott ist genau jene Identität, die sich jeder Mangelhafte, jeder Unterdrückte wünscht. Also die Zusammenfassung dessen, was dem Unterdrückten fehlt. Gott ist aber auch

³⁷ I. Mangold, »Liebe ist auch Glaubenssache«. Ein Gespräch mit Martin Walser, in: DIE ZEIT, 6.10.2011.

³⁸ Walser, Über Rechtfertigung, 64. Dies betont Karl-Josef Kuschel, Wenn es den Himmel gäbe. Gott in der Literatur der Gegenwart, in: PUBLIK FORUM, 5.10.2012.

³⁹ Walser, Über Rechtfertigung, 73.

⁴⁰ Ebd., 56f.

⁴¹ M. Walser, Meine Muse ist der Mangel, in: Ders., Zauber und Gegenzauber. Aufsätze und Gedichte, hg. v. H. Schmidt-Bergmann, Eggingen 1995, 116.

⁴² Kuschel, Das wäre meine Religion, 146.

ein Fiktionsheld, der beweist, dass Menschen auf Existenzbedingungen nicht direkt antworten können«, macht Walser unter Berufung auf Kierkegaard und Marx die *Protest-, Kritik- und Wunschkraft der Fiktion wie der Religion* stark. »Unsere ungeheure Lage ist nicht direkt auszudrücken. Jeder Versuch, direkt zu sagen, wie es ist, würde zu einer verlogenen Positivität führen. Im durch Erfahrung trainierten Schein, in der Fiktion kann das Ungeheure einer menschlichen Situation annäherungsweise zum Ausdruck kommen.«⁴³ Ist der Autor vom Bodensee doch überzeugt: »Wenn etwas so wäre, wie es sein sollte, hätten wir den Mund immer nur zum Essen aufgemacht. Wir haben aus Not den Mund zum Beten aufgemacht.«⁴⁴

Aus der immer wiederkehrenden Beschäftigung mit seinen »Erfahrungen mit dem Vorhandensein des Wortes ›Gott«⁴⁵, festgehalten in zahlreichen über Jahre geführten Notizbüchern, veröffentlichte Walser 1992 in der Festschrift für den Tübinger Fundamentaltheologen Max Seckler (zusammen mit Otto Herbert Hajek war er ihm Anfang der 50er Jahre als junger Redakteur beim neu gegründeten Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart bekannt geworden) eine kleine Auswahl *Aus den Notizen betreffend G. (vom 6.4.1981 bis 6.5.1991)*. Sie zeigen, dass Gott für ihn ein Menschheitsthema und die *Gottesfrage vor allem ein Sprachproblem* ist:

»Es gibt Hauptwörter, die meinen so gar keinen Gegenstand, dass jeder, der ein solches Wort gebraucht, sich gezwungen sieht, dazuzusagen, was er *unter* diesem Wort versteht. Es ist überhaupt nicht sicher, ob es das Gemeinte gibt. Sicher ist nur, dass es das geben sollte. Dazu haben wir eben das Wort. Könnte man solche Wörter Soll-Wörter nennen im Gegensatz zu Haben-Wörtern? Sie drücken einen Mangel aus. Indem sie versuchen, dem Mangel abzuhelfen, weisen sie auch auf ihn hin.«⁴⁶

Die Gottesfrage begegnet auch in den Aphorismen und Merksprüchen *Meßmers Gedanken* (1985), die im Schnittpunkt zwischen autobiographischem Erleben und dessen Verarbeitung in der literarischen Fiktion angesiedelt sind: »Gott ist die Höhle in jedem, in der die Dunkelheit Platz hat, die zu uns gehört. Denkt Meßmer.«⁴⁷

⁴³ M. Walser, *Wer ist ein Schriftsteller?* Aufsätze und Reden, Frankfurt a.M. 1979, 39.

⁴⁴ Ebd., 98.

⁴⁵ Kuschel, *Das wäre meine Religion*, 144.

⁴⁶ M. Walser, *Aus den Notizen betreffend G. (vom 6.4.1981 bis 6.5.1991)*, in: M. Kessler u.a. (Hg.), *Fides quaerens intellectum. Beiträge zur Fundamentaltheologie* (FS Max Seckler), Tübingen/Basel 1992, hier zitiert nach Walser, *Zauber und Gegenzauber*, 180.

⁴⁷ M. Walser, *Meßmers Gedanken*, Frankfurt a.M. 1992, 95.

Eine Tangente an die Sphäre von Rechtfertigung

»Wir glauben mehr als wir wissen«⁴⁸, lautet der Kernsatz des Psychiaters, Orgel- und Reliquienliebhabers Augustinus Feinlein in Walsers vieldiskutiertem Glaubensroman *Muttersohn*. Unter den schillernden und schrägen Romanfiguren ist dieser langjährige Chef des Psychiatrischen Landeskrankenhauses Scherblingen gewiss der sympathisch-bizarrste Einfall, wird er am Ende doch in die eigene Anstalt eingewiesen. Mit Feinleins kauzig-religiösem »Altersgebrummel«⁴⁹ verschafft sich Walser die Lizenz, unter dem Vorbehalt närrischer Verschrobenheit affirmativ Religiöses thematisieren zu können, ohne dass dies für bare Münze genommen werden muss. Zugleich ist mit diesem »G'spässigwerdenden«⁵⁰ ein enger Zusammenhang zwischen *Religion und Pathologie*, von *Glauben und Wahn* grundgelegt, der für Feinleins höchst unzeitgemäßen Reliquienkult wie auch das Glaubenthema einen angemessen prekären Erzählrahmen schafft.

»Glauben heißt, Berge besteigen, die es nicht gibt. Musik gäbe es ja auch nicht, wenn man sie nicht machte. Glauben, was nicht ist, dass es sei. Ohne das Geglaubte wäre die Welt immer noch wüst und leer.«⁵¹ In unüberhörbarer Abgrenzung vom Gründungsvater neuzeitlicher Rationalität, René Descartes, kann Walser aphoristisch zuspitzen: »Ich glaube, also bin ich.«⁵² Zeitkritisch setzt Feinlein hinzu: »Die Wörter seien inzwischen in Schulen gegangen, in denen das Glaubekönnen abgeschafft worden ist. Aber Glaube und Unglaube seien keine Gegensätze, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, die nicht aufhören dürfe.«⁵³ Wie immer man Walsers *Muttersohn*-Roman beurteilen mag: Es geht Walser nicht um *den*, sondern *das* Glauben, nicht um ein »Für-Wahr-Halten« von Inhalten des Glaubens kirchlicher Dogmatik, sondern um etwas viel Tieferes, Individuelleres, Spirituelles⁵⁴: um das Glauben(können) als menschliches Grundvermögen, als *eine kontrafaktische Produktivkraft des Menschen*, »eine

⁴⁸ M. Walser, *Muttersohn*. Roman, Reinbek 2011, 316.

⁴⁹ R. Bucher, *Der Glaube, nicht das Glauben*. Notate zu Martin Walsers »Mein Jenseits«, in: Felder (Hg.), *Mein Jenseits*. Gespräche über Martin Walsers »Mein Jenseits«, 119–131, 125.

⁵⁰ Walser, *Muttersohn*, 284.

⁵¹ Ebd., 316.

⁵² Ebd., 110.

⁵³ Ebd., 316.

⁵⁴ Dazu eingehend Ch. Gellner, »... nach oben offen«. *Literatur und Spiritualität – zeitgenössische Profile*, Ostfildern 2013.

Ausdrucksart« wie »Literatur, Musik, Malerei«⁵⁵: »Warum brauchen wir Musik? Weil Musik mehr will als ist.«⁵⁶

Die eigentliche Hauptfigur des Buches ist jedoch *Percy Anton Schlugen*, eine rundum positive Lichtgestalt, wie es sie so in Walsers Erzählwerk noch nie gegeben hat. Er gleicht ein wenig einem reinen Tor, worauf ja auch sein von *Parcival* abgeleiteter Name verweist, jene mittelalterliche Sagengestalt, die vaterlos im Wald bei der Mutter aufwächst und später aufbricht, den Gral zu finden. »Mein Programm ist Liebe«⁵⁷, sagt Percy, »die Liebe findet alles schön«⁵⁸. Das Buch endet damit, dass dieser »Fürst der Freundlichkeit«⁵⁹ ausgerechnet an Weihnachten von einem Kommando des Motorradclubs »The Jollynecks« ungebracht wird, der sich dem Motto »Hasse deinen Nächsten statt dich selbst«⁶⁰ verschrieben hat. Zuvor erleben wir den kaum 30-jährigen in der geschlossenen Abteilung des Psychiatrischen Landeskrankenhauses als charismatischen Krankenpfleger, der mit seinen Worten immer genau ins Seelenzentrum seines Gegenübers trifft. Percy ist »der Jasager zum Leben und zur Unmittelbarkeit«⁶¹, gegen die »Runtermacher« und »Verneiner«.

Schon auf der zweiten Seite heißt es von ihm: »Zwei Empfindungen waren Percy fremd: Furcht und Ungeduld.«⁶² Seine Mutter nannte ihn einen »Engel ohne Flügel«⁶³, das hieß für Percy: »Du wirst zwar nie fliegen, aber auch nie abstürzen.«⁶⁴ Mit dieser Figur hat Walser einen Menschen ohne Angst geschaffen, der ganz für Andere da ist, ohne sich selber zu verleugnen. Seine vaterlose Zeugung, eine Lieblingsvorstellung von Percys Mutter, ist in der Tat »Symbol eines Lebens mit wenig Erdschwere (sprich: Depressionen) und viel Lebensenergie (sprich: Lebensvertrauen).«⁶⁵ Süffisant wird er in einer Fernsehtalkshow vor laufender Kamera gefragt: »Dass Sie mit

⁵⁵ Walser, *Über Rechtfertigung*, 32.

⁵⁶ Walser, *Muttersohn*, 419.

⁵⁷ Ebd., 429.

⁵⁸ Ebd., 487.

⁵⁹ Ebd., 504.

⁶⁰ Ebd., 441.

⁶¹ V. Weidermann, *Die letzte Wende. Martin Walsers neuer Roman*, in: *FAZ*, 4.7.2011.

⁶² Walser, *Muttersohn*, 12.

⁶³ Ebd., 17.

⁶⁴ Ebd., 171.

⁶⁵ K.-J. Kuschel: »Ohne das Geglaubte wäre die Welt immer noch wüst und leer«. Martin Walser über Religion, in: Felder (Hg.), *Mein Jenseits. Gespräche über Martin Walsers »Mein Jenseits«*, 72–83, 77.

Nazareth konkurrieren, ist Ihnen bewusst? Percy: Ich weiß nicht, was das ist: konkurrieren.«⁶⁶ Wie zum Trotz lässt Walser ihn entgegenen:

»Dürfen wir etwas nicht glauben, weil andere nicht daran glauben wollen oder können? Glauben, das ist eine Fähigkeit. Eine Begabung [...] Manche können nur glauben, was sie auch wissen können. Offenbar gibt es Menschen, die können nur mit Gleichungen leben, die aufgehen. Glauben, das ist eine Gleichung, die nie aufgeht [...] Der Glaube, das ist die Handschrift der Seele.«⁶⁷

Kaum zufällig fällt in einer von Percys »Spontanpredigten« das Bekenntnis: »Glauben kann nur, wer erlebt hat, dass an ihn geglaubt wird. Das kann nicht gewollt werden. Das sagt dir: Du darfst sein, wie du bist. Immer. Das habe ich erlebt durch Mutter Fini. Von Anfang an.«⁶⁸ Gegen die krankmachende Angstreigion, die die Schuld- und Sündenfixierung von Walsers Mutter so stark prägte, dass er sich als »katholischer Krüppel«⁶⁹ bezeichnete, evoziert sein *Muttersohn*-Roman die *alternativ-befreiende Vision eines nichtregressiven Lebensvertrauens*, eines Glaubens als vorbehaltloses »Seindürfen wie wir sind. Jetzt. In diesem Augenblick. Angstlos. Alle.«⁷⁰ »Das, was man Lieben heißt und Glaubenkönnen, das ist auf jeden Fall eine Verhinderung der Herrschaft der Angst über den Menschen«⁷¹, verdeutlicht Walser diesen biographischen Schmerzpunkt in einem Interview. In einem anderen bringt er seine Gegenvision eines »Lebens ohne Grund«⁷² ausdrücklich in Verbindung zur Rechtfertigungsthematik: »Alles, was im Roman *Muttersohn* passiert, könnte man eine Tangente nennen an die Sphäre, an der Rechtfertigung daheim ist oder stattfindet.«⁷³

⁶⁶ Walser, *Muttersohn*, 174.

⁶⁷ Ebd., 173.

⁶⁸ Ebd., 168.

⁶⁹ Kuschel, *Das wäre meine Religion*, 142. Anders als der theosophische Vater, den Walsers »Rechtfertigungs«-Essay als vorbildlich in seiner Weltfrömmigkeit anführt (96), wird die Mutter darin mit keinem Wort auch nur erwähnt. Das spannungsvolle Verhältnis zum Katholizismus mit seiner Sündenangst bestimmt Martin Walsers stark autobiographisch gefärbten Erinnerungsroman *Ein springender Brunnen* (1998), dazu ausführlich Gellner, »Soll-Wörter wie Gott drücken einen Mangel aus«, 135–142.

⁷⁰ Walser, *Muttersohn*, 168.

⁷¹ G. Mackensen, Martin Walser über seine neue Novelle »Mein Jenseits«, Interview dpa 8.2.2010.

⁷² Walser, *Muttersohn*, 467.

⁷³ B. Heidemann, Gespräch mit Martin Walser, 23.3.2012 (www.der-westen.de/kultur/martin-walser-empfindet-den-85-geburtstag-als-katastrophe-id6488543.html).

Dekorateure des Nichts

Das 13. Kapitel – Volker Hage nennt es »ein großartiges Buch«: »So beschwingt, schalkhaft und verführerisch hat Martin Walser lange nicht mehr geschrieben«⁷⁴ – erzählt von einem Paar, das keines sein kann: der Schriftsteller Basil Schlupp und die Theologieprofessorin Maja (!) Schneilin treffen auf einem Empfang beim Bundespräsidenten zusammen, sie beginnen eine skurrile Korrespondenz in Briefen, mails und per iPhone, dabei sind beide solide verheiratet und denken nicht daran, ihre Beziehung aufzugeben. Angefangen bei seinem Debütroman *Ehen in Philippsburg* hat Walser schon immer Liebe in erster Linie als etwas Sprachliches inszeniert – als »ein Sprachspiel«, das, wie »die ähnlich operierenden Religionen«⁷⁵, vor allem auf der Vorstellungskraft, auf Phantasie und Imagination beruht. *Das 13. Kapitel* überträgt denn auch eine theologische Denkfigur Karl Barths, des keinesfalls nur heimlichen Helden dieses bizarren Briefromans, ins Erotische: »Karl Barth nennt Gott gern den unbekanntesten Gott, an den man nur ohne Hoffnung auf Hoffnung hin glauben könne.«⁷⁶ – »Eine Rechtfertigung kann es nur geben, sofern weder vor Gott noch vor dem Menschen eine Rechtfertigung gesucht wird. Es ist keine mögliche, sondern die unmögliche Möglichkeit.«⁷⁷ Ausdrücklich wird aus dem Briefwechsel Karl Barths mit seiner Mitarbeiterin und Geliebten Charlotte von Kirschbaum zitiert: »Die Ermöglichung des Unmöglichen, das auch als Ermöglichtes unmöglich bleibt.«⁷⁸ Zugleich bezieht der Schriftsteller aus der Theologie die höheren Weihen für seine Poetik des Imaginären:

»Unsere Buchstabenketten sind Hängebrücken über einen Abgrund namens Wirklichkeit. Ich erlebe mich, mich hinüberhangend, ohne je drüben den Fuß setzen zu können auf etwas, das mich trägt. Ich lebe von Ihnen. Das erlebe ich. Das ist doch nicht nichts. Auch wenn es nichts ist als Buchstaberei. Ich schau Ihre Sätze an und werde durchströmt von Berührung. Berührung bis ins Innerste. Bis dahin, wo ich mich noch nicht erlebt habe. Aber es bleibt bei nichts. Das ist, was wir haben dürfen: nichts.«⁷⁹

⁷⁴ V. Hage, Atemnot des Ichs. Martin Walser treibt in seinem Roman »Das dreizehnte Kapitel« ein heiter-ernstes Spiel mit dem Glauben – und mit sich selbst, in: DER SPIEGEL 37/2012.

⁷⁵ M. Walser, Der Augenblick der Liebe. Roman, Reinbek ²2007, 101.

⁷⁶ M. Walser, Das dreizehnte Kapitel. Roman, Reinbek 2012, 74.

⁷⁷ Ebd., 75.

⁷⁸ Ebd., 158.

⁷⁹ Ebd., 111.

Die Barthbegeisterte Theologin nimmt dieses Motiv auf:

»Ihre, unsere Wörterbrücke wird in die Luft gebaut. Von einem festen Drüben kann noch nicht die Rede sein. Die Wirklichkeit als Abgrund lasse ich zu [...] Eine evangelische Theologin hat (bei ihrem Meister) gelernt, voraussetzungslos zu denken, zu fühlen, zu schreiben. In der ›freien Luft‹ schwebend, sagt der Meister. Ohne Sicherungen. Durch ›keine Sicherungen behindert‹, sagt der Meister [...] Ich möchte Sie verführen zum Brückenbau ins Voraussetzungslose. Wir wissen nicht, wo wir landen werden. Aber wir können's nicht lassen, ins Voraussetzungslose zu bauen, von Wort zu Wort zu Wort.«⁸⁰

Die Spur der Briefpartnerin verliert sich am Ende in den Wäldern im Nordwesten Kanadas, Basils Abschiedsbrief resümiert das platonische Feuerwerk ihres fernschriftlichen Sätze austauschs: »Es war immer unmöglich. Aber es gab dieses Spiel mit dieser Unmöglichkeit. Vergleichbar mit dem, was mit Gott ist. Zu sagen, es gebe ihn nicht, ist so unsinnig wie zu sagen, es gebe ihn. Es gibt welche, die sagen, sie seien atheistisch. Keiner sagt: Ich bin unmusikalisch.«⁸¹

»Wann haben denn unsere Vorfahren das auseinanderreiben lassen, das himmlische und das irdische Buchstabieren ihrer Lage«⁸², lautet eine der Schlüsselfragen dieser beiden Sprachmenschen. Im Kern geht es in diesem irrwitzig-schrägen Korrespondenzroman um das *Verhältnis von Dichtung und Religion*: »Ich hoffe, Ihnen sei das durch Ihre Theologie bekannt genug«, verdeutlicht der Schriftsteller, »das nichts ist außer Wörtern. Wir haben EINEN Beruf, Dekorateur des Nichts«⁸³. Literatur und Religion, beide stets dem Projektions-, Illusions- und Irrationalismusverdacht ausgesetzt, sind für Martin Walser »die zwei Seiten einer einzigen Medaille [...] unser Dasein«⁸⁴. Gerade so stehen sie für das einzigartige Vermögen von Sprache und Glauben, die Allmacht des Realitätsprinzips zu sprengen. Wie Schriftsteller mit Fiktionen dem eindimensional Realen andere, erträglichere, ja, schönere Möglichkeiten entgegenzusetzen, ist für Walser auch der »Glaube, eine Verschönerung der Welt«⁸⁵.

⁸⁰ Ebd., 120.

⁸¹ Ebd., 168.

⁸² Ebd., 111.

⁸³ Ebd., 111f. In der neuesten Sammlung von Aphorismen von Martin Walser (Meßmers Momente, Reinbek 2013) heißt es: »Die Welt ist aus dem Kunststoff, / aus dem die Wörter sind, / die aus nichts sind.« (82)

⁸⁴ M. Walser, Eine Erfahrung wie noch nie, in: Felder (Hg.), Mein Jenseits. Gespräche über Martin Walsers »Mein Jenseits«, 9.

⁸⁵ Walser, Muttersohn, 329.

»Ich bin nach oben offen«, bekannte er bei einem Podium zum Thema Glaube im Rahmen des Lucerne Festival im August 2012 und präziserte diese »Richtungsangabe nach oben« sogleich: »Da kommt mehr hinaus als herein.« Walsers persönliches Statement mündet in einem höchst aufschlussreichen Schlussakkord, der zahlreiche Motive seines Denkens und Schreibens noch einmal zum Klingen bringt: »es gibt Zustände, in denen die Abwesenheit von Rechtfertigung weniger spürbar ist. Das Erlebnis, dass etwas schön ist. Etwas schön zu finden, ist mehr als ein Ersatz für das, was fehlt. Es ist eine mich übersteigende Fähigkeit, dass ich etwas schön finden kann. Nie bist du so wenig allein, wie wenn du etwas schön findest. Solange du etwas schön findest, bist du erlöst. Erlöst von Dir. Und nachher, als Gewesenes, bleibt Sehnsucht. Das ist der Mangel in Reinkultur. Sehnsucht ist der körperliche Ausdruck für das, was uns fehlt. Also leichthin gesagt: Wenn es Gott gäbe, gäbe es keine Sehnsucht. Und Luther sagt ganz genau, dass eine Sehnsucht, wenn sie nur gross genug ist, schon nach Erfüllung schmeckt.«⁸⁶

— Dr. theol. Christoph Gellner ist Lehrbeauftragter für Theologie und Literatur, Christentum und Weltreligionen sowie Leiter des Instituts für kirchliche Weiterbildung an der Universität Luzern.

⁸⁶ M. Walser, Umgang mit Unsäglichem. »Gott wäre natürlich prima« – einige Überlegungen zum Thema Glaube, in: NZZ, 27.8.2012.